**Jürgen Jakob Becker**

# Metropole des Übersetzens
## Keynote zum Parataxe-Symposium „Ü-Berlin“
## Literarisches Colloquium Berlin, 23. November 2019

„Auch wenn man es gerne leugnet: Das Übersetzen ist das älteste Gewerbe der Welt. Denn am Anfang war zwar das Wort, aber es verstand kein Mensch. Ja, man versteht es bis zum heutigen Tage so unvollkommen, dass des Übersetzens und Deutens niemals je ein Ende ist. Der Übersetzer mag also auf der Ständepyramide ökonomisch weit unten angesiedelt sein, in seiner Bedeutung für die Kulturgeschichte steht er ganz weit oben.“
Roger Willemsen, den ich hier zitiert habe, hat Recht: Übersetzerinnen und Übersetzer sind unverzichtbar, denn sie machen Sprachbarrieren überwindbar, lassen uns teilhaben am Wissen und Denken anderer Kulturen. Wir leben in Deutschland in einer besonders ausgeprägten Übersetzungskultur: Luthers Bibelübersetzung legte im 16. Jahrhundert den Grundstein für die deutsche Literatursprache, die Blütezeit der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert war stark geprägt von Übersetzungen, die Shakespeare und Homer mit großer Emphase im Deutschen heimisch machten. In wenige Sprachen wird so viel und aus so vielen sogenannten „kleinen“ Sprachen übersetzt wie ins Deutsche. Im „Heimatland der Fremde“ (Ijoma Mangold) erscheinen Jahr für Jahr um die 10.000 übersetzte Bücher – 3.576 waren es 2018 allein im Bereich Belletristik, ungefähr jedes vierte Buch in diesem Segment, dazu jedes fünfte Kinder- und Jugendbuch (1.743 Titel im vergangenen Jahr). Dazu kommen die ungezählten Übersetzungen in Fremdsprachen, die hier entstehen. Ein beachtlicher Teil dieser Übersetzungsleistung wird in Berlin erbracht.

Diejenigen, die dem Prosa-, Lyrik- oder Theaterübersetzen professionell nachgehen, müssen, von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen, mit bescheidenen Honoraren zurechtkommen. Das Ringen mit den Verlagen um angemessene Vergütungen gehört zur Sisyphusarbeit des Übersetzerverbandes VdÜ, und natürlich auch zum täglichen Brot jeder einzelnen Übersetzerin, jedes einzelnen Übersetzers – der Frauenanteil liegt bei etwa 70% – die oder der in einer tendenziell schwachen Verhandlungsposition dem Verlag gegenübertritt. Sie sind wie die anderen Künste auch auf öffentliche Förderung angewiesen – vom Markt allein können nur die wenigsten leben. Diese Einsicht setzte sich in Deutschland in mehreren Schüben durch: mit der Installation der ersten Stipendienprogramme für Übersetzer in den 70er Jahren im Land Baden-Württemberg, mit der Gründung des Europäischen Übersetzer-Kollegiums in Straelen (1978), und vor allem mit der Gründung des Deutschen Übersetzerfonds (DÜF), hier im LCB im September 1997, der sich der „bundesweiten, qualitätvollen Vermittlung fremdsprachiger Literatur ins Deutsche“ (so die Formulierung in der Vereinssatzung) widmet. Die Etablierung des Deutschen Übersetzerfonds geht auf die Initiative Rosemarie Tietzes zurück und ebnete den Weg zu einer substanziellen Förderung der Übersetzerinnen und Übersetzer mit Zielsprache Deutsch, sei es durch Stipendien, Fortbildungen oder durch eine Vielzahl von Projekten, die das Übersetzen als Kunst und als Schlüsselkompetenz in einer globalisierten Welt reflektieren und in die öffentliche Aufmerksamkeit bringen. Der DÜF ist in der Obhut der Bundesbeauftragten für Kultur und Medien gewachsen, die jährliche BKM-Förderung beträgt mittlerweile 1,15 Mio Euro, in kleinerem Umfang fördern das Auswärtige Amt und die Kulturstiftung der Länder.

Die Integration der Übersetzer in die Literaturförderung mag uns heute als selbstverständlich erscheinen, musste in den 90er Jahren aber durchaus gegen Widerstände

durchgesetzt werden. Fördergelder für Übersetzungen waren auch damals nicht unüblich, sie gingen aber durchweg an die Verlage – für die Wahrnehmung und Wertschätzung der dahinterstehenden übersetzenden Individuen musste man einigen aufklärerischen Aufwand betreiben. Erinnert sei an Rosemarie Tietzes „Plädoyer für den sicht- und hörbaren Übersetzer“ von 1991 und das Memorandum „Neue Wege der Übersetzerförderung“, so etwas wie das Gründungsdokument des Deutschen Übersetzerfonds aus dem Jahr 1997. Ja, die Übersetzer sind sichtbarer und hörbarer geworden seither, sie werden ernst genommen und häufiger genannt in den Feuilletons, sie melden sich zu Wort, sind präsenter auf den literarischen Bühnen. Die feierliche Betonung ihrer Unverzichtbarkeit gehört zum beklatschten Ritual jeder Buchmesseeröffnung. Der Preis der Leipziger Buchmesse sorgt für Aufmerksamkeit, der Bundespräsident bezieht sie ein in die Delegationen seiner Staatsbesuche. Auch wenn sich an der beklagenswerten Honorierungssituation nur wenig und quälend langsam geändert hat – in Sachen Sichtbarkeit, Respekt und Förderung sind wir ein gutes Stück vorangekommen.

Mein Augenmerk liegt heute aber auf der Übersetzerstadt Berlin und ihren Protagonisten, die seit den achtziger Jahren im Literarischen Colloquium Berlin einen institutionellen Anker gefunden haben. Berlin (West) spielte in dem gerade angesprochenen Kontext der Förderpolitik eine Vorreiterrolle. Eine günstige Konstellation trieb die Entwicklungen seit den späten 80er Jahren voran. 1987 und 1988 waren Jahre der kulturellen Expansion in der westlichen Halbstadt. Die 750-Jahr-Feier und die Aktivitäten Berlins als „Kulturstadt Europas“ 1988 brachten viel Internationalität an die Spree, und viel Geld für Festivals und Großprojekte – auch die Literatur profitierte davon. Die Übersetzerin Karin Graf – zu ihren Autoren gehörten V.S Naipaul, Joan Didion und Salman Rushdie, heute kennt man sie als Inhaberin der Literaturagentur Graf & Graf – kam in

diesen Jahren mit Vorschlägen auf das LCB zu, die das literarische Übersetzen in den Mittelpunkt von Veranstaltungen und Fortbildungen stellen sollten. Hier im Literarischen Colloquium stieß sie damit auf offene Ohren. Unter dem Leiter Ulrich Janetzki wurde eine neue Profilierung eingeleitet, die frisch renovierte Villa füllte sich mit internationalen Gästen, Chinua Achebe und Assia Djebar etwa, und bald danach mit vielen Autoren aus Mittel- und Osteuropa – ziemlich oft gemeinsam mit ihren Übersetzern ins Deutsche. Auch die Berliner Kulturverwaltung zeigte sich offen für die von Karin Graf vorgeschlagene Sichtbarmachung und Weiterentwicklung der Übersetzungskunst: aus Senatsgeldern gefördert wurde 1990 die Etablierung einer Übersetzerwerkstatt im LCB, einer Kombination von Arbeitsstipendium und Fortbildungsseminar, die heute noch, als „Mutter aller Werkstätten", jährlich angeboten wird. Tagesseminare zu Themen wie „Übersetzung und Lektorat", „Übersetzung und Kritik" oder ein Symposium über „Moden des Übersetzens", die alle in den Jahren zwischen 1989 und 1991 realisiert wurden, holten die literarischen Übersetzerinnen und Übersetzer heraus aus der Nebenrolle am Katzentisch der Literatur, nahmen sie ernst als Künstler und Urheber und machten ihr Wissen als Literaturproduzenten und – vermittler verfügbar für das allgemeine Publikum. Für die Profilierung des LCB war das Übersetzungsthema eine vielversprechende, ausbaufähige Sache, die gut passte zu den neuen Austauschbeziehungen, die sich nach dem Fall der Mauer eröffneten. Für mich selbst bedeutete sie ein Zusatzstudium im Maschinenraum der Weltliteratur, und nach Karin Grafs Abschied aus dem Metier ein Betätigungsfeld, dem ich mich als Programmmacher im Literarischen Colloquium nur allzu gerne widmete.

Vor allem aber half der Konnex zum LCB bei der Formierung der Szene der Übersetzerinnen und Übersetzer dieser Stadt. Der Bedarf war mit den Händen zu greifen, schließlich fielen

mit der Wiedervereinigung auch die Grenzen zwischen dem bundesdeutschen und dem DDR-Buchmarkt, wuchsen zwei unterschiedliche Übersetzungskulturen zusammen. Eine wichtige Rolle spielten dabei die privat organisierten Übersetzerstammtische. Meine Recherchen ergaben, dass sowohl der Russisch- wie auch der Englischstammtisch Anfang 1990 loslegten und geprägt waren vom Kennenlernen der Kolleginnen und Kollegen aus der anderen Hälfte der Stadt. Das hier im LCB erprobte öffentliche Nachdenken über die eigene Tätigkeit und ihre Voraussetzungen wurde mitunter zum Schauplatz von Kontroversen. Diskussionen zwischen Gegnern und Befürwortern der in der DDR üblichen Praxis der Nachdichtung waren zum Beispiel ein Dauerbrenner, auch ein Dostojewski-Abend mit Swetlana Geier („Verbrechen und Strafe"/ West) und Margit Bräuer („Schuld und Sühne" / Ost) bleibt wegen seiner Misshelligkeiten in Erinnerung. Durchaus rauflustig und fantasievoll in seinen Aktionen zeigte sich der VdÜ, etwa als es um Solidarität für eine von einem Verlag gemobbte Übersetzerin ging oder um das Streiten für die Reform des Urherbervertragsrechts: in einem Ruderboot setzte man damals am Reichstag über die Spree, befrachtet mit übersetzten Büchern und persönlichen Statements für jeden einzelnen Abgeordneten des Bundestags. Für die Berliner Übersetzerszene war das eine Gründerzeit, innerhalb weniger Jahre konstituierte sich eine lebendige community.

Die Präsenz der „anderssprachigen" Übersetzer Berlins, wie ich sie in Anlehnung an die Parataxeterminologie nennen möchte, also jener, die in andere Zielsprachen als Deutsch übersetzen, war bei all dem bis weit in die 90er Jahre marginal. 1991 fand im LCB eine Europäische Übersetzerkonferenz statt mit 60 Teilnehmern aus ganz Europa, die ein breites Themenspektrum von der Übersetzungstheorie bis zur Honorarsituation in den jeweiligen Ländern behandelte – die internationalen Gäste reisten allesamt aus dem Ausland an. Das Berliner Biotop

sollte sich erst in den Jahren danach verändern; heutzutage könnte man dieselbe Vielfalt ohne weiteres allein mit Profis aus Berlin abbilden.

Literaturübersetzen war also ein gut ausgebauter Programmbereich im LCB, als wir im Jahr 2000 eine Initiative starteten, die sich den Übersetzern deutschsprachiger Literatur aus aller Welt widmete. Die Verankerung des LCB in der hiesigen, jetzt auch im Ausland stärker beachteten Literaturszene, die internationalen Verbindungen, die Expertise in der Übersetzerförderung, nicht zuletzt auch die materiellen Gegebenheiten – Seminarräume, Gästehaus, ein Programmetat, Drittmittelbeschaffung – schafften beste Voraussetzungen hierfür. Mit dem Arno Schmidt-Übersetzer John Woods – auch er hat sich später in Berlin niedergelassen – begann eine lange Reihe preisgekrönter Übersetzer aus den USA in unserem Gästehaus; 2000 veranstalteten wir die erste Sommerakademie; 2003 startete die Kooperation mit dem deutsch-französischen Goldschmidt-Programm; 2004, ausgestattet mit Geldern der Robert Bosch Stiftung, die Internationalen Übersetzertreffen, 2007 die Schritte-Stipendien der S. Fischer Stiftung, 2009 gründete der DÜF das ViceVersa-Programm der zweisprachig besetzten Workshops. Vorläufiger Höhepunkt ist das Anfang 2018 gestartete und von Aurélie Maurin geleitete TOLEDO-Programm, eine gemeinsame Sache des Deutschen Übersetzerfonds und der Robert Bosch Stiftung, das insbesondere die internationalen Übersetzerinnen und Übersetzer darin unterstützt, ihre Mittlerrolle zwischen den Kulturen und Sprachräumen aktiv auszuüben.

Die Veränderungen im Berliner Biotop lassen sich an den Bewerber- und Teilnehmerlisten für all diese Projekte ablesen: immer häufiger melden sich schwedische, amerikanische, russische, polnische, japanische, argentinische Übersetzerinnen und Übersetzer mit Berliner Adresse – bis heute sind, ich habe nachgezählt, 120 von ihnen

allein auf unserem LCB-Radarschirm aufgetaucht. Ihr Handicap ist eine doppelte Unsichtbarkeit: in der Kunst, die sie ausüben, herrscht gemeinhin das Ideal der Tarnkappe – einer Übersetzung soll man möglichst nicht ansehen, dass die Sprache einer zweiten Autorin, eines zweiten Autors am Werk war – als sei diese Form der Selbstauslöschung überhaupt möglich. Genauso häufig dominieren die negativen Vorzeichen: Übersetzen als Verlustgeschäft, als quasi naturgegebene Underperfomance gegenüber dem Original. Rosemarie Tietze hat dieses „Illusionstheater" vor bald 30 Jahren schon beklagt, denn „alle spielen sie mit (…): die Leser, weil sie das Werk des Dichters „ungefiltert" erleben möchten – so jedenfalls behaupten immer die Verlage; dann die Verlage selbst, aus begreiflichen Gründen, denn wer unsichtbar bleibt, nicht da ist, kann auch nichts fordern; die Kritiker, weil sie sich damit um die Notwendigkeit herumschummeln, sich mit der Instanz des Vermittlers auseinanderzusetzen; manchmal auch ein unkluger Autor, wenn er den Gedanken nicht erträgt, daß sein Werk Veränderungen erfährt; und nicht zuletzt hängen dieser Illusion oft auch Übersetzer an." Dazu kommt: das Publikum der fremdsprachigen Übersetzer lebt in der Regel anderswo; Anerkennung und Kritik oder andere Formen der öffentlichen Wahrnehmung finden, wenn überhaupt, fern vom Berliner Zuhause statt. Leute, die einer solchen Beschäftigung nachgehen, müssen also gewappnet sein. Sie sind Heroen des Understatements: ihr Herz ist groß, der geistige Horizont weit, aber man übersieht sie leicht.

Der Blick in dieses Auditorium und all das, was wir heute hier entfalten können, zeigt indes, was sie alles auf die Beine stellen: Sasha Marianna Salzmann auf Schwedisch, Eugen Ruge auf Vietnamesisch, Clemens Setz in italienischer Übersetzung, Hannah Arendt für Leser in Israel, all diese Werke entstehen an Neuköllner, Weddinger, Pankower Schreibtischen. Dang Lanh Hoang, Kamilla Raffo und Gadi Goldberg übersetzen, meist für schmerzhaft wenig Geld, für

eine Leserschaft in der Ferne, aber sie sind lebendige Protagonisten der Literaturstadt Berlin. Das SAND Journal, der schwedische Verlag Thorén & Lindskog, Katy Derbyshire und ihr neuer Verlag V&Q Books, der deutsch-polnische Übersetzerstammtisch, die Weltlesebühne als Veranstaltungsgenerator, die Junge Weltlesebühne mit ihrer Präsenz in den Berliner Schulen, Drama Panorama als internationales Forum des Theaterübersetzens, Versschmuggel im Haus für Poesie, TOLEDO und JUNIVERS am Wannsee, all diese Projekte leben ganz oder doch sehr stark vom Aktivismus der internationalen Übersetzerinnen und Übersetzer Berlins. Sie sind ein Herzstück der anderssprachigen freien Literaturszenen der Stadt, deren Protagonisten wir seit drei Jahren in den Parataxe-Symposien beleuchten. Zusammen mit ihren deutschen Kolleginnen und Kollegen machen sie Berlin zur wahrscheinlich innovativsten Metropole des Übersetzens weltweit.

Der heute anzutreffende transnationale Charakter des literarischen Lebens bedeutet die größte tektonische Verschiebung in der Literaturlandschaft Berlins seit dem Mauerfall. Es ist mittlerweile einiges getan worden, um die Literaturförderung des Landes Berlin der neuen Situation anzupassen. Die Etats der Berliner Kulturverwaltung für Projekte und auch für die literarischen Institutionen wurden zuletzt spürbar erweitert. Mit der Ausschreibung der ersten „Arbeitsstipendien für nichtdeutsche Literatur" – man zuckt leicht zusammen, wenn man das ausspricht – vor zwei Jahren hat der Senat ein starkes kulturpolitisches Signal gesetzt, die Resonanz war enorm: fast 250 fremdsprachige Autorinnen und Autoren bewarben sich im ersten Jahr um die 6 Jahresstipendien, mittlerweile hat man sie aufgestockt auf 10. Ivana Sajko, Elnathan John, Donna Stonecipher, Nora Amin und all die anderen können davon berichten, was diese individuelle Förderung, und was Berlin als Ort zum Schreiben für sie bedeutet. Bei der Auswahl dieser Stipendien

verlässt man sich, wen wunderts, auf das polyglotte Wissen einer aus deutsch- und fremdsprachigen Übersetzern gebildeten Jury.

Senatsstipendien für Übersetzer? Eine Fehlanzeige. Es ist unter all diesen Vorzeichen eine irritierende Leerstelle der Förderpolitik, dass man Übersetzerinnen und Übersetzern im Land Berlin die Zugänge zu Stipendien und individuellen Förderungen vorenthält. Dabei war man schon einmal weiter: in den frühen 90er Jahren ermöglichten Mobilitätsförderungen Arbeitsaufenthalte im Übersetzerkollegium Straelen, später auch im Künstlerhaus Schloß Wiepersdorf. Zwischen 1997 und 2005 wurden immerhin 20-25.000 Euro jährlich in Form von Arbeitsstipendien an Berliner Übersetzer ins Deutsche vergeben, dann fielen sie einer Haushaltssperre zum Opfer, um danach nie wieder aus der Versenkung aufzuerstehen. Bald 15 Jahre später ist die Zeit überreif für eine Neujustierung, und zwar mit einem besonderen Fokus auf die Vielzahl der in eine Fremdsprache Übersetzenden. Sie zählt zu den primären Forderungen der Berliner Literaturkonferenz, der Interessenvertretung der literarischen Institutionen und der freien Literaturszene. Mit ihrer Umsetzung ist, was man so hört, auch im kommenden Jahr nicht zu rechnen. Das ist ausgesprochen bedauerlich, sollte alle Betroffenen aber dazu anspornen, diesen blinden Fleck im Denken der Entscheider in Politik und Verwaltung zu korrigieren, sich bemerkbarer zu machen und aus dem Schatten zu treten.

Die Literatur der Migrationsgesellschaft wird in vielen Sprachen geschrieben. Berlin, so viel ist klar, ist das Laboratorium, das herausragende Experimentierfeld dieser Literatur. Vermittler des Fremden und Anwälte der Vielfalt werden in den zwanziger Jahren dringender denn je gebraucht, ihnen gebührt Respekt und Anerkennung, aber auch materieller Support. Das älteste Gewerbe der Welt könnte zeitgemäßer nicht sein.